Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 35 (1953)

Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 11. September 1953 Erscheint jeden Freitag 35. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 2, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16237
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Posteheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Journalistischer Beitrag Albert Schweitzers zu dem Problem von Weiss und Farbig

Heute, wo es unter dem Einfluss neuer sozialer Strömungen auf dem afrikanischen Kontinent anfängt zu gären, die Lebensverhältnisse besonders in den Küstengebieten für die Bewohner sich geändert haben, Unruhen unter den Schwarzen ausgebrochen sind und diese sich von der Bevormundung des weissen Mannes lösen wollen, mag es aktuell sein, daran zu erinnern, was Albert Schweitzer über das Problem des Zusammenlebens von Weissen und Schwarzen aussagt. Bereits 1928, also nach den Erfahrungen und Beobachtungen von zwei Aufenthalten im kolonialen Afrika, legte er in der englischen Zeitschrift «The Contemporary Review» seine Anschauungen nieder unter dem Titel «Die Beziehungen zwischen den weissen und farbigen Rassen». Schweitzers Biograph, George Seavers, der selbst jahrelang in Ostafrika lebte, nahm die ganze Abhandlung in den Anhang seines Buches auf.

Es seien ein paar wesentliche Gedanken aus diesen Betrachtungen hier wiedergegeben:

Ihrer Unabhängigkeit gehen die primitiven und halbprimitiven Völker verlustig, sobald die ersten Handelsbeziehungen zwischen ihnen und den Weissen sich anbahnen, also schon bevor die politische Kolonisation begonnen hat. Tatsächlich darf die bisher geübte Kolonisierung des weissen Mannes neben Fehlern und Missgriffen auch den Eingeborenen zugutekommende Erfolge für sich beanspruchen.

Wie verhält es sich nun mit den Grundrechten des Menschen, welche im 18. Jahrhundert sich in unserer Gesellschaft entwickelten, auf ihrem festen Boden wuchsen; gelten sie gleicherweise für die Bewohner in den Kolonien?

Fraglos sind Schwierigkeiten vorhanden, diese Rechte einer Bevölkerung von primitiven Menschen zu gewährleisten; so scheint bereits das Recht auf Wohnung wie das Recht auf Freizügigkeit oft genug durch die den Kolonien eigentümlichen Verhältnisse gefährdet. Auch das Recht auf freie Arbeit und freien Wechsel des Arbeitsplatzes kann unter dem Druck der Verhältnisse verletzt werden. Um Leben zu retten, also in höherem Interesse, wird es bisweilen nötig sein, zwangsweise Arbeit von den Schwarzen zu verlangen, zum Beispiel beim Bau und Instandhaltung von Strassen, die den modernen Verkehrsmitteln dienen und das der Gesundheit der Eingeborenen so schwer zusetzende Lastentragen erübrigen sollen. Nach Albert Schweitzers Forderung soll nur der Staat, niemals ein Privater berechtigt sein, Zwangsarbeit zu verlangen und zwar im allgemeinen nur von Männern, von Frauen nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen, von Kindern überhaupt nicht. Ein vernünftiges Tempo bei der Arbeit ist innezuhalten, die Arbeiter selber sollen unter gesundheitlich einwandfreien Umständen leben können. Was das Recht auf Rechtsprechung betrifft, so soll die ursprüngliche, der primitiven Justiz eigene persönliche Gegenüberstellung der Streitenden, der raschen Beilegung des Konflikts an Ort und Stelle möglichst beibehalten bleiben. Das bedingt die Einrichtung von reisenden Richtern oder Beamten, die zusammen mit den eingeborenen Häuptlingen Recht sprechen sollen. Aber nur vorurteilsfreie, erfahrene Beamte eignen sich dafür. Viele Streitfälle zwischen Weissen und Schwarzen treten ein, weil die weissen Ansiedler im Dienste der Regierung oder einer Handelsgesellschaft als junge, unerprobte, charakterlich nicht vollwertige Menschen ihre schwarzen Untergebenen nicht zu behandeln wissen. Die Stellung der Häuptlinge als Vermittler zwischen ihren Stammesgenossen und den Weissen gilt es unbedingt zu unterstützen.

Um das Recht auf eine natürliche nationale Organisation, also eine konsolidierende Gesellschaftsordnung, zu sichern, bedarf es unbedingt des Rechts auf Erziehung. Was bis jetzt in dieser Hinsicht geleistet wurde, ist fast ausschliesslich den Missionaren zu verdanken. Es ist notwendig, nicht allein rein intellektuellen, sondern eigentlich handwerklich gebildeten Lehrern und Erziehern diese Aufgabe zu übertragen. Unerlässlich ist es ferner, die Eingeborenen praktisch im Pflanzen und in einem Handwerk zu unterweisen, ihnen zu diesen Grundlagen einer kulturellen Entwicklung zu verhelfen.

Alles, was den Primitiven in seiner Existenz bedroht, ihn dezimiert, soll bekämpft werden. So gilt es vor allem, ihn vor der Alkoholeinfuhr zu schützen und den Krankheiten wirksam entgegenzutreten. Nicht blosse wirtschaftliche Erwägungen verlangen vom Europäer solches Handeln, sondern der Kulturmensch sei sich seiner Verpflichtung gegenüber den minder entwickelten Mitmenschen bewusst. Im Geiste wahrer Sittlichkeit, des «ethischen Denkens» wie Schweitzer sich ausdrückt, allein ist das Problem von Weiss und Farbig zu lösen.

Ilse Schnabel

Militärischer Vorunterricht für Mädchen?

In einem Teil der Schweizer Presse macht die Nachricht die Runde, dass der «ständige Ausschuss für Jugend und Sport» der Freisinnigen Partei der Schweiz sich in befürwortendem Sinne für die Einführung eines Obligatoriums auf Bundesboden für den Vorunterricht der weiblichen Jugend ausgesprochen habe. Es werden erzieherische wie auch gesundheitshygienische Gründe dafür ins Feld geführt und nebenbei wird darauf hingewiesen, dass damit auch die Rekrutierungsschwierigkeiten für den FHD vermindert werden könnten. Da diese Angaben der freisinnigen Monatsschrift «Politische Rundschau» entnommen wurden, haben wir keine Veranlassung, ihre Glaubwürdigkeit anzuzweifeln.

Soweit wir orientiert sind, gehören diesem «ständigen Ausschuss» keine Frauen an, da die freisinnigen Frauen in den Spezialkommissionen ihrer Partei — geschweige denn in deren Vorstand — nur in sehr bescheidener Zahl vertreten sind und nicht einmal immer mit Stimmrecht. Wir glauben nicht, dass sie diesen Vorschlag gutheissen, und wir hoffen, dass auch sie bei der weiteren Beratung dieser Frage noch ein Wort werden mitreden dürfen.

Der obligatorische Vorunterricht für die männliche Jugend ist vom Schweizer Volk inmitten der Kriegszeit, im Jahre 1940 mit 435 817 Nein gegen 345 430 Ja abgelehnt worden. Sollte einer gleichen Vorlage für die Mädchen ein besseres Los beschieden sein?

hit.

Eine Lanze für Prinzessin Margaret!

(Offener Brief an Sir Winston Churchill)

Sehr geehrter Sir Winston Churchill!

Alle guten Europäer freuen sich, dass Sie nach 4 Wochen strengster Ruhe Ihre politische Tätigkeit wieder haben aufnehmen können.

Denn Sie waren erstens das Zentrum des Widerstandes gegen den Nazismus, als Frankreich geschlagen war und England allein auf weiter Flur gegen Hitler zu kämpfen hatte. Sie erinnern sich wohl an den frenetischen Empfang, den Ihnen die rauhen Zürcher auf dem Münsterhof bereitet haben, indem sie Ihnen Blumensträusse direkt ins Gesicht warfen. Es war nicht böse gemeint!

Dann hörte man da von einer Frage der Männerrechte, als Ihr Freund Anthony Eden unschuldig geschieden wurde. Neuerdings Aussenminister in Ihrem Nachkriegskabinett, hätte er sich gerne mit Ihrer Nichte abermals verheiratet. Nun verweigerte die anglikanische Hochkirche, welche die Scheidung nicht anerkennt, dem Paar die kirchliche Trauung. Da machte es Antony Eden eben ohne die Staatskirche, und wir Schweizer hatten eine «Mords»-Freude, als Sie sich Ihrer Nichte demonstrativ als Trauzeugen zur Verfügung stellten und wir dies in der Filmwochenschau mitansehen konnten.

Es wäre ferner noch verschiedenes zu Ihrem Ruhm zu erwähnen, wie zum Beispiel Ihre rückhaltlose Bewunderung für Charlie Chaplin. Oder Ihre realistische und friedenfördernde Aussenpolitik, über alle Schranken der Weltanschauung hinweg Marschall Tito in London zu empfangen, auf die Beendigung des Koreakrieges zu dringen und den Amerikanern eine Viererkonferenz mit den Russen vorzuschlagen. Durch den Aufstand in Ostdeutschland und den Diadochenkampf im Kreml sind diese Eisen nur noch heisser geworden, um endlich geschmiedet zu werden.

Wir Schweizer wollen unseren Bundespräsidenten nur im Zylinder und «Bratenrock» sehen und Orden darf er keine tragen. Darum mussten wir unsere Zeremonien-Feindlichkeit im farbigen Coronationsfilm ertränken. Das Zeremoniell in der Westminster-Abbey haben Sie an der Seite Ihrer Gattin (wenn auch ohne Havanna), sichtlich genossen. «Last not least» war die Coronation nicht nur ein Volksfest, sondern auch eine Verneigung vor der höchstgestellten Gattin und Mutter in England.

Ja, war denn nicht England das erste Land des Frauenstimmrechts in Europa? Die Schweiz wird bestimmt das letzte Land hierin sein, und darum bin ich als alter Schweizerknabe etwas in Verlegenheit, Ihnen den «Fall» der Prinzessin Margaret ans Herz zu legen. Reuter-Telegramm vom 11. Juli 1953: als die Königin die Angelegenheit dem Kabinett unterbreitete, teilte dieses die (ablehnende) Stellungnahme der Kirche. — Welch überraschender Schatten auf die Coronation! —

Unsere Hoffnung beruht nun darauf, dass Sie und Antony Eden wegen Rekonvaleszenz dieser Sitzung nicht beiwohnen konnten. Denn abgesehen von der Hofetikette scheint uns diese Sache im zwanzigsten Jahrhundert auch eine Frage der Frauenrechte zu sein, über die jede englische Arbeiterin verfügt. Anderseits soll Hauptmann Townsend kein übler Bursche sein: kein Irländer, kein Kommunist und kein Neger, sondern ein Fliegeroffizier, der sein Leben im Zweiten Weltkrieg aufs Spiel setzte und durch die Freundschaft König Georgs VI. an den Hof gezogen wurde. Wie Ihr Freund Eden unschuldig geschieden, möchte er diejenige heiraten, für deren Reisen und Reitkünste er als Stallmeister stets verantwortlich war. Das sollte doch eigentlich für englische Ohren sehr ritterlich klingen; die vorläufige Verbannung als Luftattaché nach Brüssel aber hat fast etwas russischen Beigeschmack. Dass Prinzessinnen, zu einer Vernunftehe gezwungen, ihre erste Liebe nicht so bald vergessen, zeigt gerade jetzt das Beispiel des Königs Faruk, dem seine Prinzessin Narriman nach Kairo ausgerissen ist, wo sich auch ihre erste Liebe aufhält, die seinerzeit verbannt wurde.

Also brechen wir eben eine englische Lanze oder einen Schweizer Hellebardenschaft für Ihre so bedrängte und populäre Prinzessin Margeret. Als mitleidige Demokraten hoffen wir, dass Sie nun nach Ihrer Genesung all den Peers und Lords in Kabinett und Kirche etwas den Staub aus den Perüken klopfen werden. Eine geniale Lösung trauen wir Ihnen einfach zu. In unserer Naivität stellen wir uns natürlich vor, Sie könnten ihn als Prüfung mit Sherpa Tensing auf den Kilimandscharo schicken und ihn nachher in den englischen Hochadel aufnehmen lassen.

Mit allerherzlichsten Glückwünschen zu Ihrer Genesung zeichnet Ihr ergebener und Ihnen völlig unbekannter

F. Largiadèr

Von der Schweizer Mission in Südafrika

Schluss

An Pfingsten war ich wieder in Lemana und war eingeladen, dort zu predigen, obwohl ich meine Arbeit erst Ende Juli in Lemana wieder aufnehme. Es war eine grosse Freude für mich, in der neuen Kirche zu predigen, die vor einem Jahr, als ich in die Schweiz kam, ja noch nicht fertig war. Lemana hat sicher eine der schönsten Kirchen weit und breit im Lande. Sie ist schön in ihrer Einfachheit und Schlichtheit. Wenn ich sie nur beschreiben könnte! Aber viele von Euch, liebe Freunde, haben sie wenigstens auf dem Film gesehen, als sie unter der Leitung von Herrn Metzenen von seinen Schwarzen gebaut wurde.

Ich nahm in Elim an unsern Missionskonferenzen teil und war dann einige Tage in Valdezia bei Fräulein Rüegger, die allein auf der Missionsstation war und krank wurde. Ich blieb dort, bis Herr und Frau Pfarrer Leresche und Fräulein Bourcart nach Valdezia zurückkamen. Da hatte ich mich auf einmal um Dinge zu kümmern, um die ich mich bisher nicht gekümmert hatte. Ich hatte in der Klinik nachzusehen, ob die schwarze Pflegerin die frühzeitig geborenen «Babies» richtig besorgt hatte, und ob die Zwillinge schon gefüttert und gebadet waren usw. Das war eine ganz nette Abwechslung und zugleich eine gute Uebung zur Auffrischung der Eingeborenensprache (Shitsonga), die ich während meiner Abwesenheit in der Schweiz ein wenig verlernt hatte. Ich war aber sehr bald wieder «drin». Mein kurzer Aufenthalt in Valdezia gab mir Gelegenheit, den alten Pfarrer Calvin Mapope — einen der ersten Pfarrer unserer Eingeborenenkirche, zu besuchen. Trotz seines hohen Alters, wohl über 90 Jahre, und trotz seiner totalen Blindheit ist er geistig noch ganz frisch und will von allem und allen etwas hören. 1925 hatte er die Schweiz besucht, und er lebt jetzt von der Erinnerung jenes Besuches bei den «Grossen» der Schweiz.

Am 8. Juni hielt ich die Predigt in unserer Eingeborenen-Kirche in Louis Trichardt, und am Tage darauf bin ich ins Vendaland gefahren, etwa 90 km östlich von Lemana, in den Ausläufern der Zoutpansberge, um hier etwas Tshivenda zu lernen. Ich bin heute noch im Vendaland, während ich diesen Brief schreibe. Es ist nun schon ein Monat, seitdem ich hier im «hintersten Busch», fern von aller Zivilisation, angekommen bin. Es ist ein Gegensatz zur Schweiz, aber ein sehr heilsamer und wohltuender Gegensatz, wenn man an all den Lärm der europäischen Zivilisation denkt! Hier sagen sich zwar nicht die «Füchse und Hasen gute Nacht», sondern die Affen streichen ums Haus und plündern die Orangenbäume und was sie sonst im Garten erwischen können, und nachts stimmen die Wildkatzen ihr schauriges Konzert an. Ich bin auf einer Station der Berliner Mission, die zur gleichen Zeit, als die Waadtländer Pfarrer E. Creux und P. Berthoud in Valdezia die Arbeit der Schweizer Mission begannen, die Evangelisation des Vendalandes nördlich des Levuvuflusses in Angriff nahm, also vor rund 80 Jahren. Die Station, auf der ich mich aufhalte (Georgenholz, oder Ha Luvimbi), wird gegenwärtig noch von einer deutschen Diakonisse verwaltet, weil bis jetzt infolge des Krieges zu wenig Missionskräfte vorhanden waren. Die sogenannte Hauptstation ist sehr klein, denn die Hauptsache ist der Bezirk mit zirka 20 Aussenstationen, die zum Teil in der heissen Tiefebene sich befinden, in der Nähe des Limpopoflusses, z. T. auf hohen Bergesrücken. Denn die Bavenda sind ein Bergvolk. Sie lieben es, sich auf den Höhen anzusiedeln. Die Arbeit in diesem Gebiet war schwer und ist heute noch schwer. Die ersten Missionare wurden vom Fieber hinweggerafft. Das Volk der Bavenda selber ist ein äusserst konservatives Volk. Es hängt mehr als andere Völker an seiner Stammestradition und seinen «Midzimu» (Ahnengöttern). Viele Bavenda leben in unserm Missionsgebiet, um Elim, Lemana und Valdezia herum, aber es ist sehr schwer, sie für Christus zu gewinnen. (Dass eine ganze Anzahl von Bavenda bei uns wohnen, ist der Grund, warum ich noch ein wenig Tshivenda lerne; wenn wir ihnen die christliche Botschaft bringen zusammen mit unsern eingeborenen Laienhelfern, dann ist es doch gut, wenn ich verstehen kann, was sie sagen).

Das Heidentum hier im Vendaland ist trotz der 80jährigen Missionsarbeit noch stark. Es gibt Zeiten, da man Nacht für Nacht von hier aus die Zaubertrommel hört, zu welcher die sogenannten «Malombo-Tänzer» ihre wilden, ekstatischen Tänze aufführen, damit der Ahnengeist beim Kranken einziehen könne und er auf diese Weise gesund werde. Etwas von diesem Heidentum sahen wir vor ein paar Tagen. Beim heidnischen Häuptling Ravhura, der ein edler Mann ist, und ich zögere nicht zu sagen, «nicht weit entfernt vom Reiche Gottes», fanden sogenannte Vendaspiele der jungen Mädchen statt. Wir wurden dazu eingeladen — Sr. Anna, die hiesige Missionarin, einige deutsche Missionarinnen, die zu Gast hier sind, und ich. Aber waren dies wirklich Spiele, was wir sahen? Unter einem grossen Baum stand die Trommel, die von einem Mädchen geschlagen wurde. Drei grössere Mädchen hielten drei längliche, konische Trommeln zwischen den Beinen eingeklemmt — dieselben Trommeln, die sie in der heidnischen Beschneidungsschule benützen. Um diese vier Mädchen formte sich zunächst ein Kreis — zwei grössere Mädchen in merkwürdiger Kleidung, halb europäisch, halb eingeboren, halb Mann, halb Frau, führten den «Reigen» an. Es wurde eine eintönige Melodie gesungen. Es wurde u. a. gesungen «Wir werden nicht pflügen, denn der ... hat uns die Felder weggenommen». — Es folgte ein anderer Tanz: gruppenweise mussten einige Mädchen vor den dreien tanzen, welche die Trommeln zwischen ihre Beine eingeklemmt hatten. Fünfzig-, hundertmal war es dieselbe Melodie, es war immer derselbe Rhythmus, der etwas unheimlich Aufreizendes hatte. Waren es wirklich Spiele? oder waren es erotische oder kultische Tänze? Oder alles miteinander kombiniert? Es ist sehr schwer für den Europäer, sich in die Mentalität eines Muvenda zu versetzen. — Mit uns waren Christenfrauen gekommen, die vor diesen heidnischen Mädchen ein Zeugnis von Christus ablegen wollten. Der Häuptling gab seine Einwilligung dazu, er gab sie gerne. Die Mädchen hörten zu, weil der Häuptling da war. Aber man spürte eine solche Macht des Widerstandes gegen die Botschaft, wie ich sie bisher selten gespürt hatte. Hätten sie tun können, was sie wollten, ich fürchte, sie wären zu ihren Trommeln gestützt und hätten den fürchterlichsten «Heidenlärm» losgelassen. Für mich wurde die Frage des Wie der Evangelisten wieder einmal akut. Was wir zu verkündigen haben, das wissen wir. Aber darf hinter dem Was das Wie einfach verschwinden? Gewiss, alles hängt von der Wirkung des Heiligen Geistes ab. Aber darf uns mit dieser Erkenntnis das «Wie» gleichgültig werden? Ich glaube nicht. Ich gestehe, die Frage hat mich bereits in der Schweiz stark beschäftigt im Hinblick auf die Tausende, die wir nicht mehr mit der Verkündigung erreichen, und die wir um keinen Preis in eine Kirche hineinbringen, weil sie schon das Glockengeläute und das Orgelspiel und den feierlichen Pfarrer auf der Kanzel mit seinem Talar nicht «schmecken» können. Was tun wir für sie? Hier bei den Heidenmädchen tauchte die selbe Frage in etwas anderer Form auf. Wie erreichen wir sie, wenn sie nach einem solchen Tanz nicht auf das gesprochene Wort hören wollen? Müssten wir in solchen Fällen nicht noch viel mehr mit kurzen, prägnanten Liedern evangelisieren, in denen Entscheidendes gesagt wird, aber mit einer Melodie, die sie willig und gern aufnehmen? Wir haben ja heute Gott sei Dank unter unsern Schwarzen, besonders unter unsern Vatsonga (Shangaan) Männern solche, die imstande sind, Lieder zu komponieren, die den Schwarzen entsprechen. Dass unsere europäischen Lieder, vor allem unsere deutschen Kirchenlieder, dazu nicht geeignet sind, das liegt auf der Hand. Wir müssen versuchen, neue Wege der Evangelisation zu finden. Es ist unsere Pflicht, hier in Afrika wie in der Schweiz.

Am Tage nach diesem Besuch beim Häuptling — es war Sonntag — kam wieder eine Einladung von ihm: eine Gruppe von Männern aus Ha Tshivase seien gekommen, um eine «Tshikhona» für den verstorbenen Häuptling zu tanzen. Wir seien herzlich eingeladen. Dies bedeutete eine grosse Ehrung für uns. Sonst werden weder Frauen, noch erst recht Europäer zu solchen Anlässen eingeladen. Am selben

Gertrud Bäumer

Zum 80. Geburtstag am 12. September

Das Schicksal, oft so zurückhaltend mit seinen Gaben, schenkt doch manchmal auch mit beiden Händen zugleich. So gehörten — um nur bei der Dichtung zu bleiben — derselben Zeit und demselben Volke an: Corneille und Racine, Goethe und Schiller, Tolstoi und Dostojewski, Ibsen und Björnson, Selma Lagerlöf und Sigrid Undset. Auch die deutsche Gegenwart darf sich solchen Doppelbesitzes rühmen, zweier genialer Frauen, 1864 und 1873 geboren, deren Werk eine Wandlung unseres Weltbildes und Geschichtssinnes bewirkt hat: Ricarda Huch und Gertrud Bäumer. Seitdem ihre Bücher in die Welt traten, hat sich das Geschichtsgefühl unverlierbar verändert, ja, ist vielleicht erst als Gefühl und Schau, als inneres Erlebnis geboren worden. Beinahe als ein sechster Sinn wurde entwikkelt, was bisher blosses Verstandeswissen gewesen, mehr oder minder anschaulich und darum der grossen Menge unzugänglich. Wer heute z. B. Ricarda Huchs «Grossen Krieg in Deutschland» oder Gertrud Bäumers «Adelheid» gelesen hat, wird ein anderes Geschichtserleben besitzen und behalten.

Dabei ist eines merkwürdig, die eine, Ricarda Huch, kommt vom rein dichterischen Werk, vom Roman her immer mehr zur wissenschaftlichen Darstellung, ja bis fast zur Tagespublizistik in der nicht mehr vollendeten Arbeit über die von den Nazis hingerichteten Geschwistern Scholl. Gertrud Bäumer gelangt, genau umgekehrt, von der Publizistik und dem wissenschaftlichen Werke zur grossen historischen Romandichtung.

Das Leben der nunmehr Achtzigjährigen bestätigt die nicht seltene, aber meist verborgen gebliebene Beobachtung, dass bei geistig hochbegabten Menschen mit sechzig Jahren eine überraschende Neugeburt der Schaffensmöglichkeiten einsetzen kann, nicht nur bei den Frauen; Theodor Fontane z. B., der Publizist, Lyriker und Balladendichter, begann sein grosses erzählerisches Werk auch erst als Sechziger.

Die Erscheinung Gertrud Bäumers ist fast unbegreiflich vielgestaltig: neben der grossen Menschenbildnerin, der Pädagogin, steht der praktische, sozialschöpferische Mensch, steht die grosse Frauenführerin, dann wieder die Politikerin und Beamtin, aber auch die Schriftstellerin und Schriftleiterin und endlich die dichterische Geschichtsschreiberin. Ihre Arbeit, ihre Leistung, ihr Werk liegen nicht allein beschlossen in den als Bücher gedruckten Veröffentlichungen — es sind über achtzig an der Zahl! — sondern z. B. auch in der Schaffung des «Nationalen Frauendienstes» beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in ihrer amtlichen Mitarbeit an der Jugendgesetzgebung der Weimarer Zeit, der damaligen Schulreform, und nicht zuletzt in ihrer menschenbildenden, menschenerweckenden umfangreichen Vortragstätigkeit, die sie in alle Landschaften des Reiches und darüber hinaus geführt hat.

Darf ich an dieser Stelle ein wenig von der nach aussen, nicht so sichtbaren Schriftleiterarbeit erzählen, umso mehr, als ich neun Jahre daran teilhaben durfte? Dabei muss hier die politische Publizistik, die langjährige Tätigkeit Gertrud Bäumers an der von Friedrich Naumann gegründeten Zeitschrift «Die Hilfe» ausser Betracht bleiben.

An einem Maitag 1936 schrieb ich auf dem Wege nach dem Riesengebirge meiner Mutter nach Berlin in einem Brief: «Waren wir nicht gestern in einem Film, in dem ein gehetzter Grosstadtmensch plötzlich mit der Bahn weit hinausfährt, irgendwo steht ein helles Auto an der Station mit einer weissgekleideten Frau davor und entführt ihn weit fort nach einem Schlosse, wo es Ueberraschungen für ihn gibt? Diesen Film habe ich heute selber erlebt: die Station hiess Lauban, die weissgekleidete Frau, die das helle Auto lenkte, Gertrud Bäumer, und das Schloss Giessmannsdorf!» — Ein Eilbrief hatte mich dorthin berufen: ein Ferienvertreter im Propagandaministerium hatte gefunden, die wegen «politischer Unzuverlässigkeit» entlassene Ministerialrätin Bäumer dürfe nicht länger eine eigene Zeitschrift — es war «Die Frau» — herausgeben! Also: Schluss damit! — Ich konnte damals, als zugelassene Schriftleiterin eines Jungmütter-Fachblattes, einspringen, bis die Angelegenheit wieder ins Gleis gekommen war, was fast ein Jahr beanspruchte, und blieb dann als Stellvertreterin bis zum Schluss.

Giessmannsdorf, wo Gertrud Bäumer seit 1933 lebte — ein altes Schloss mit unheimlich dicken Mauern, reizvoll in die sanfte Hügellandschaft mit ihren riesigen grünsilbernen Roggenschlägen gebettet, war von meinem Wohnsitz Schreiberhau im Riesengebirge im Rahmen eines Tagesausfluges auch noch mit den Kleinbahnverbindungen der späteren Kriegszeit erreichbar. Eine Schriftleitungsbesprechung, gelegentlich auch in Schreiberhau, wurde zu einem besonderen Fest. Sehr viele sind es im Laufe der Zeit nicht geworden, denn das misstrauische und argwöhnische Propagandaministerium sperrte immer mehr das Papier; die schönen, stattlichen Hefte der «Frau» schrumpften zusammen, mussten Doppelhefte, zuletzt eine Vierteljahresschrift werden, die noch dazu nicht in dem gewohnten dunkelbraunen Kleid des Umschlags, sondern ohne ihn, gewissermassen als «Frau im Unterrock», erschien!

Das Erstaunliche, immer wieder zu Bewunderung Hinreissende, war die Schnelligkeit und Klarheit, mit der die Schriftleiterin Gertrud Bäumer arbeitete, war das verblüffende Gedächtnis, das die ganze vorliegende Fülle des Stoffes sofort gegenwärtig hatte und übersah, war die rasche Auffassung und sofortige Kombination, wenn es um Neues ging, war der Gewichtssinn für Haupt- und Nebensachen, aber auch der plötzliche Einfallsreichtum für etwas völlig anderes, und nicht zuletzt der Humor, wenn es galt, aus den Schlingen des Goebbels-Ministeriums einen Ausweg zu finden. Sie wurden immer dichter, zuletzt kamen, auf Blassblau gedruckt, Geheimanweisungen, die sofort verbrannt werden mussten, ein Protokoll über den Autodafé mit den eidesstattlichen Unterschriften zweier Zeugen, die den Inhalt natürlich nicht kennen durften, musste eingereicht werden. Da war unter anderem die Nennung des Namens von Hugo Eckener nicht erwünscht, oder die Erwähnung eines Brahms-Konzertes, auch Ricarda Huchs 80. Geburtstag durfte — 1944 — nicht gefeiert werden. Was tun? Auf dem Gartenweg in Schreiberhau sagte Gertrud Bäumer mit listigem Lächeln zu mir: «Da wir im Kriege sind, passt es ja gut: schreiben Sie einen Vergleich zwischen Schillers und Ricarda Huchs Darstellung des Dreissigjährigen Krieges!» Ich erschrak nicht schlecht über diesen Auftrag, der eine Doktorarbeit werden konnte, sagte aber tapfer: «Ja, natürlich, sehr gerne.» Der Aufsatz stand dann im letzten Heft der «Frau», die nach 51 inhalts- und ruhmreichen Jahrgängen getötet worden ist.

Auf jenem Spaziergang aber sagte Gertrud Bäumer auch: «Jetzt hat das Propagandaministerium von mir verlangt, ich solle in die antisemitische Propaganda einsteigen. Ich erklärte ihnen, dann liesse ich das Blatt hochgehen. Das tue ich nicht!»

Diese letzten Hefte sind nun, wie auch alle früheren Jahrgänge, historisch eine «Quelle», aber auch eine Fundgrube an Erkenntnissen, Bereicherungen, Beglückungen nicht nur vom Zeitgeschichtlichen her, nicht nur für den soziologisch, kulturell, literarisch oder pädagogisch Interessierten, sondern auch, ganz zeitlos, sind sie beglückend durch die Lebensbilder bedeutender, schöpferischer weiblicher Persönlichkeiten, die sich immer wieder, bei Jubiläen, Neugründungen, Nachrufen in den Seiten finden, nicht etwa nur von Berühmtgewordenen, sondern gerade auch von Persönlichkeiten, die nur einem kleinen Kreis an besonderer Wirkungsstätte vertraut geworden sind.

Sehr viele dieser Lebensbilder, eigentlich immer die schönsten, eindringlichsten, nachhaltigsten sind von der menschenkundigen Gertrud Bäumer selber geschrieben worden. Der gewichtige Band «Gestalt und Wandel» hält eine grosse Reihe von ihnen umschlossen. Eine Meisterin der Menschenführung nicht nur, die Pädagogin Gertrud Bäumer, sondern eine Meisterin der Menschendarstellung, die Publizistin Gertrud Bäumer! Wie viel der schon vor uns Dahingegangenen sind uns, der «dritten Generation», die nun auch schon im Grossmutteralter steht, durch sie lebendiges Erlebnis geworden, wie viele Mitlebende, zu denen wir unwissend aufblickten, sind uns durch sie gedeutet, bedeutend geworden!

Dass von dieser Fähigkeit, das «höchste Glück der Erdenkinder», die menschliche Persönlichkeit darzustellen, der Weg nicht weit war zur Gestaltung der grossen Persönlichkeit, also der Weg von der Publizistik zur Dichtung, das ist ohne weiteres einleuchtend. So konnte uns die «Adelheid», konnte uns «Der Jüngling im Sternenmantel», Otto III., konnte uns das Dantebuch geschenkt werden.

Der Literarhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts, Richard M. Meyer, hat einmal sehr glücklich formuliert: «Wissenschaft ist Vollständigkeit, Kunst ist Auslese.» Ist diesen Werken auch die Herkunft von der Wissenschaft anzumerken, die ja die Verfasserin selber betont hat, so ist doch andererseits der künstlerischen Gestaltungskraft und lebendigen Anschaulichkeit die dichterische Wirkung zu danken.

Nur das Gleiche vermag das Gleiche zu erkennen — «wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken» —, nur der grosse Mensch selber vermag das Grosse zu erkennen, ja: zu erfassen, mehr: so darzustellen, dass es zwingendes Erlebnis, suggestive Ergreifung des andern, des Lesers wird. Diese Begnadung, das von einer grossen Persönlichkeit erlebte grosse Geschehen, die von ihr erlebten grossen Menschen nacherleben zu dürfen, in den eigenen Geistesbesitz mit aufnehmen zu können, das ist ein Geschenk, das wir Heutigen, und nicht nur wir, Gertrud Bäumer, der Schriftstellerin, der Schriftleiterin, der Geschichtsschreiberin und Dichterin danken. Ilse Reicke.

In memoriam Dr. jur. Hildegard Herforth

Viel zu früh wurde am 23. Juli 1953 im Alter von 42 Jahren Dr. jur. Hildegard Herforth aus reichster Tätigkeit abberufen. Als sie am 1. Mai 1951 als erste Frau das Amt einer Adjunktin des Kantonalen Jugendamtes in Zürich antrat, brachte sie ein selten glückliches sachliches Rüstzeug mit. Als Absolventin der Schule für soziale Arbeit in Zürich hatte sie in der Wehrmannshilfe und Kriegsfürsorge der Stadt Zürich sowie in der Maschinenfabrik Oerlikon wertvollen Dienst geleistet und fürsorgerische Erfahrungen gesammelt. Ihre Neigung führte sie weiter zum Studium an der Universität Zürich. Als Juristin arbeitete sie hernach am Zürcher Bezirksgericht und ab 1. Mai 1948 als Sekretärin der Kantonalen Fürsorgedirektion, Abteilung Alters- und Hinterlassenenhilfe. Nahm sie vollen Anteil an den Sorgen der über 65jährigen, so galt ihre Liebe doch den Hinterlassenen. Ihr gründliches juristisches Wissen setzte sie mit warmherzigem Empfinden, Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft für Witwen und Waisen ein. Nicht nur ihre Dissertation «Der Gerichtsstand im Jugendstrafrecht», sondern auch die Praxis wiesen somit auf die Jugendhilfe hin, der sie sich in den letzten Jahren im schönsten Sinne widmen konnte. Stichworte mögen den vielseitigen Einsatz andeuten: Pflegekinderwesen, Mütterberatungsstellen, Elternschulungskurse, Haushaltungsschulen, Mütter- und Säuglingsheim «Inselhof», Zürcher Webstube für geistig und körperlich gebrechliche Mädchen, Werkstätten für Blinde und Gebrechliche, Taubstummenhilfe. Da das Jugendamt die Funktion der Jugendstaatsanwaltschaft hat, konnte sie zu ihrer grossen Freude und aus innerster Berufung Fragen grundsätzlicher Art aus dem Jugendstrafrecht prüfen und in Einzelfällen nach der geeignetsten Lösung suchen.

Die Liebe zur Arbeit und den Menschen, die ihre Hilfe benötigten, war bis zum letzten Augenblick mächtiger als die schwere Herzkrankheit, von der nur die wenigsten wussten. Die stille, bescheidene, immer auf das Wohl des Nächsten bedachte, stets fröhlich gestimmte und jeden aufmunternde Hildegard Herforth hinterlässt eine grosse Lücke. Alle, die mit ihr in Berührung kamen, wissen, dass sie zur Ehre ihres Andenkens nicht in Trauer verharren dürfen, sondern in herzlichster Dankbarkeit für ihre uneigennützige Hingabe, das Sich-Verschenken selbst wirken sollen. M. B.-H.

Politisches und anderes

An der Tagung der Auslandschweizer in Chur

die von 200 Delegierten besucht wurde, fand eine lebhafte Kritik am Fürsorgeprinzip des Bundesrates statt. Das Problem ist sehr schwierig, umsomehr als die vom Bundesrat vorgesehene gehobene Fürsorge bei zur Verfügung stehenden 121,5 Millionen Franken bereits 300 Millionen umfassen wird. Die Diskussion geht weiter.

20 000 Rückbürgerungsanträge

ehemaliger Schweizerinnen sind bereits in Bern eingelaufen. Bis Ende des Jahres werden noch mehr einlaufen. Diese Zahlen geben den vielen Frauen und Organisationen recht, die Jahrzehnte lang um dieses Recht gekämpft haben. Leider bestehen einige Schwierigkeiten für Schweizerinnen in Ländern, die kein Doppelbürgerrecht anerkennen, und wo die Rückbürgerung für die eingeheiratete Frau eventuell zivile und finanzielle Folgen haben könnte.

Die Zollerhöhung an Nylonstrümpfen,

die rund eine Verdreifachung des bisherigen Zolles bedeutet, wird unseren schweizerischen Strumpffabriken mehr Freude bereiten — und mit Recht — als den Strumpfkäuferinnen. Diese werden auch in der Schweiz dazu kommen, im Sommer überhaupt keine Strümpfe mehr zu tragen, wie dies in weniger korrekten und wohlhabenden Ländern längst Brauch geworden ist.

Eine Frau im Basler Strafgericht

Fräulein Dr. H. V. Borsinger wurde als Kandidatin der Katholischen Partei in stiller Wahl in das Strafgericht gewählt.

Fräulein E. Feller, Horgen

wurde an der internationalen Tagung der Berufs- und Geschäftsfrauen zur ehrenamtlichen Sekretärin des Internationalen Verbandes gewählt.

Die Jesuitenfrage

ist im Kanton Zürich seit einiger Zeit aktuell geworden und löste im Zürcher Kantonsrat eine lebhafte Diskussion aus, in welcher von verschiedenen Rednern die Innehaltung des betreffenden Artikels 51 der Bundesverfassung verlangt wurde ohne dabei eine weitherzige Toleranz zu verleugnen.

Die Ausstellung Géricault

in Winterthur zieht von nah und fern Freunde dieses berühmten französischen Malers an.

Die Wahlen in Deutschland

haben eine überraschend grosse Mehrheit für die Christlich-Demokratische Union, die Partei Adenauers, ergeben, welche mit einer Fraktionsstärke von 49,9 Prozent aus dem ruhig und würdig verlaufenen Wahlkampf hervorging. Als zweitgrösste figuriert die Sozialdemokratische Partei mit 28,8 Prozent, während alle anderen eine Stärke unter 6 Prozent aus dem Kampf retteten, wobei nur die Freie Demokratische Partei mit 9,3 Prozent eine Ausnahme bildet. Nicht nur Bundeskanzler Adenauer ist überwältigt von der Grösse des Erfolges, sondern auch die Westmächte und die übrigen freien Völker freuen sich über dieses Zeichen politischer Einsicht im deutschen Volk.

Jugoslawien und Italien

diskutieren weiter über den neuralgischen Punkt Triest. Tito verlangt Internationalisierung von Triest und die Zuteilung eines gewissen Stückes Hinterlandes an Jugoslawien, was Italien vorläufig als unannehmbar erklärt. Immerhin ist Italien vom Säbelgerassel zur diplomatischen Diskussion übergegangen, und die Westmächte halten die Augen offen und warnen vor hitzigen Massnahmen.

In Persien

ist Mossadegh krank und entzieht sich damit den über ihn laufenden gerichtlichen Verhandlungen.

In Korea

ist die Auslieferung der alliierten Gefangenen abgeschlossen. *El. St.*

Platz, unter dem grossen Baum, fand die Tshikhona statt. Wieder waren die Trommeln dort. Viele Männer und Burschen und Buben kamen — sogar 8—10jährige waren dabei. Die «Tshikhona» wird bei verschiedenen Anlässen getanzt. In diesem Fall war der Oberhäuptling von Ha Tshivase gestorben — er war freilich im Exil gestorben, da er sich als Friedensrichter und Regent als unfähig erwiesen hatte. Die weisse Regierung des Landes, die den Häuptlingen allerhand Rechte und Pflichten übergibt, hatte ihn wegen Unterschlagungen entsetzen müssen, und an seiner Stelle regierte ein «Prinzregent». Aber auch der exilierte Häuptling behält seinen Charakter «indelebilis». Sein Tod wurde zunächst geheimgehalten — wie bei allen Schwarzen der Tod des Häuptlings zunächst geheimgehalten wird. Und nun wurde durch diese «Tshikona» offiziell dem Unterhäuptling Ravhura der Tod des Oberhäuptlings Tshivase mitgeteilt. Ein Vertreter des Häuptlings Tshivase kam und trug zum Zeichen seiner offiziellen Mission das Löwenfell des Häuptlings Tshivase. Die «Tshikona» wurde folgendermassen getanzt: Auf ein gegebenes Zeichen des «Führers» hin fingen die Trommeln an, geschlagen zu werden, 30 Flöten spielten stets dieselbe, eintönige, für uns Europäer dissonant klingende Melodie. Die Männer und Knaben bewegten sich im Kreise herum. Einer, manchmal zwei führten in der Mitte des Kreises wilde Bewegungen aus. Dann kamen zwei der Häuptlingsfrauen von Rhavura, entblössten ihren Oberkörper und bewegten sich ebenfalls in der Mitte langsam zum Klang der Flöten und der Trommeln. Etwas später traten vier junge Frauen, auch mit entblösstem Oberkörper, in den Kreis, knieten nieder, bewegten sich auf den Knien vorwärts und legten sich nieder. — Auf diese Weise ging es lange Zeit weiter. Wieder waren Musik und Rhythmus aufpeitschend. Zuerst hatte sie mich stark an die Carnevals-Hörner in der Schweiz, d. h. in Luzern, erinnert. Aber die «Stimmung» war anders, nicht ausgelassen. Nach einer Weile — es war bereits Sonnenuntergang, brach der Tanz ab. Der Häuptling, der uns hatte vorstellen lassen, bat uns, ob wir den Männern ein Wort zu verkündigen hätten. Diejenigen, die zuhören wollten, sollten zum Häuptlingsgehöft heraufkommen. — Viele Schulbuben (welche Primarschulen der Mission besuchen, aber noch Heiden sind), sowohl als alte Männer kamen. Junge Männer blieben zunächst fern. Unser Evangelist, der uns begleitet hatte, erzählte kurz und gut die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Ich wurde gebeten, auch ein paar Worte zu sagen und betonte einfach das vom Evangelisten verkündigte Wort. Diesmal war Aufgeschlossenheit. Man nahm uns das Wort gerne ab. Es war so ganz anders als am Vortag bei den Mädchen und Frauen. Wir waren dankbar dafür. Als wir weggingen, begann die Hauptsache für die an der Tshikhona Beteiligten: Jeder Häuptling, bei dem getanzt wird, muss einen Ochsen schlachten und die Tänzer verpflegen. Mitten in der Nacht zogen die Tshikhona-Tänzer an unserer Missionsstation vorbei zum Häuptling Masikwa, um dort auch zu tanzen. Heute, zwei Tage später, hörten wir sie aus der Ferne — sie tanzten beim Häuptling Khupfi.

Eigenartig ist das Zeremoniell, das beim Häuptling vorgeschrieben ist, und an das sich auch der europäische Gast hält. Man grüsst sitzend. Man spricht durch einen «Mittler» mit den Gästen. Was er uns sagen will, das sagt er ihm, und dieser Mittler antwortet nach jedem Satz «Mein Herr, mein Herr» oder sogar «Kholomo», d. h. Rind. Das ist nicht ein Schimpfwort, sondern ein Ehrenname. Ob das wohl mit den Totem-Tieren zu tun hat? Es entzieht sich meiner Kenntnis. — Die Höflichkeit der Bavenda ist überhaupt etwas Aussergewöhnliches. Frauen knien auf der Strasse nieder zum Gruss. Auf einer Aussenstation sahen wir zwei Frauen, die legten sich dazu auf den Boden. Man sagte uns, es seien zwei Shangaan Frauen gewesen, was mich erstaunte, weil sie sonst bei uns gar nicht so grüssen. Aber vielleicht haben die unter den Bavenda lebenden Shangaans — es hat deren sehr viele — diese Weise des Grusses übernommen und abgeändert. Auch rein sprachlich muss man bei den Bavenda aufpassen, dass man die Höflichkeitsform braucht, und zwar werden verheiratete Männer und Frauen in der dritten Person Mehrzahl, also mit «Sie» angeredet, Kinder werden in der zweiten Person Mehrzahl, also mit «Ihr» angeredet, auch das einzelne Kind. Die Form «Du» braucht man am besten nicht. Ich hatte damit etwas Mühe, da in Shitsonga (Shangaan) die Höflichkeitsform «Ihr» ist und man jeder Person, die jünger als man selber ist, auch «Du» sagen kann. In Mozambique kennt man nur die «Du»-Form.

Das Herrliche in einem Gebiet wie dem Vendaland ist dies, dass man ganz unter Eingeborenen lebt, und dass hier nichts von Rassenfrage zu spüren ist. Die Bavenda halten uns gegenüber eine gewisse Distanz, sie haben ihren eigenen Nationalstolz, der nicht klein ist; aber diese Distanz bedeutet nicht Hass oder Ablehnung, im Gegenteil. Sie ehren und lieben uns. Dasselbe ist vom Verhältnis der Weissen den Bavenda gegenüber zu sagen. Es gibt relativ wenig Weisse hier; die Strassen sind zu schlecht, auch ist das Klima im Sommer zu heiss und ungesund. Es kam vor, dass wir auf unsern Wanderungen Frauen begegneten, die so erschrocken waren, weisse Gesichter zu sehen, dass sie sich am liebsten versteckt hätten. Eine Frau, die uns in einem Hohlweg hoch oben auf den Bergen nicht ausweichen konnte, zitterte am ganzen Leibe, bis ich mit meinem gebrochenen Tshivenda ein paar Worte an sie richtete.

Trotz all des Heidentums lebt die christliche Kirche hier. Es sind zwar nur kleine Häufchen, angefochten vom Heidentum und von der halbheidnischen Sekte der Zionisten (die mit Trommeln und Tänzen Gottesdienste halten). Aber die Kirche ist da. Vor allem sind tapfere, feine Christenfrauen da. Sie vereinigen sich wöchentlich einmal zum Bibellesen. Wir haben solche Frauengruppen besucht. Gestern wanderten wir 12 km durch den Busch (und 12 km zurück!), um in Tshifudi ein solches Grüpplein zu besuchen. Sie dankten Gott dafür, dass die weissen Schwestern den langen Weg zu Fuss gekommen seien. Noch mehr als unser gesprochenes Zeugnis beeindruckte sie die Tatsache, dass wir um ihretwillen einen so weiten Weg zu Fuss zurückgelegt hatten. Ahnten sie, wie sehr wir selber es genossen, nicht im Auto, sondern auf sonst von Europäern unbegangenen Buschpfaden das Land zu durchstreifen und die Hirtenbuben und die Frauen an ihrer Arbeit zu sehen? In der Gegend von Tshifudi leben auch viele Batsonga (Shangaan)-Leute; aber sie halten sich den Gottesdiensten fern. Batsonga und Bavenda leben schon über 100 Jahre zusammen, aber sie lieben sich nicht. Es herrscht zwischen den beiden ziemlich strenge «Rassen»- oder besser Stammes-Trennung.

An einem andern Ort, im Muthalethal, kam die ganze Gemeinde an einem Werktag zusammen, aus Freude, dass die weissen Schwestern gekommen waren. Ich sehe sie noch vor mir, diese Männer und Frauen, Burschen und Töchter, alte und junge, Christen und Heiden, die im kleinen, armseligen Kirchlein unsern Worten lauschten!

Gewiss, an allen diesen Orten gibt es jetzt auch Schulen. Die Missionen haben sie aufgerichtet und haben sie noch unter ihrer Kontrolle. Wie schade, dass die Missionen nicht mehr frei sind, in diesen Schulen das zu lehren, was der Umgebung angepasst wäre. Wie schade, dass da ein europäischer Lehrplan «hereinfunkt». Und so gibt es da, mitten im heidnischen Gebiet, auf einmal einen «Sportstag», und die Lehrer bestellen die Kinder an allen Nachmittagen zu Sportsübungen, um einen Preis zu gewinnen. Und die armen Eltern plagen sich ab mit dem Vieh und mit der Ernte, weil sie der Hilfe ihrer Kinder entbehren müssen. Ist das wirklich das Ziel der Erziehung? — Trotz dieser unerfreulichen Erscheinungen wollen wir aber dankbar sein, dass wir diese Schulen haben. Trotz allem, was man an ihnen aussetzen muss, sind sie heute noch ein Instrument der Evangelisation durch den Religionsunterricht, den Christen und Heiden dort erhalten. Wenn sie einmal vom Staat übernommen werden, wie es vorgesehen ist, wie wird es dann sein? — Aber wir dürfen nicht ängstlich sorgen. Es kommt alles darauf an, die zukünftigen Lehrer noch stärker auf ihren evangelischen Dienst hinzuweisen. Das ist auch die schöne Aufgabe, die ich von Ende Juli ab wieder in Lemana übernehmen darf.

Die Zeit wird mir nicht reichen, um viele persönliche Briefe zu schreiben. Deshalb ist dieser erste Rundbrief von meinem zweiten Afrikaaufenthalt etwas länger ausgefallen als gewöhnlich.

Das Werkjahr – eine segensreiche Einrichtung für berufsunentschlossene Schüler

Wir blicken in einen ungewohnten Klassenraum. Sechzehn schulentlassene Buben stehen hier an Hobelbänken. Ueber der hellen Werkstatt liegt eine Atmosphäre der Geschäftigkeit. Noch ungelenk sind die Hände, die den grossen Hobel mit pfeifendem Geräusch über das Brett gleiten lassen. Und manche Anstrengung kostet es am Anfang wiederum, mit der zackigen Säge ein Stück Holz enizweizuschneiden. Aber mit wieviel Interesse sind die Burschen bei der Sache! Jedem dieser Fünfzehnjährigen kommt das Gefühl, dass ihm da nun etwas beigebracht wird, das er später jenseits aller (notwendigen) Theorie im Leben gebrauchen kann. Für viele Schulentlassene wird das Werkjahr zum eigentlichen Inhalt, zur Richtlinie für den weiteren Lebensweg.

Mit jedem Schuljahr treten Hunderte von Schülern in einen völlig neuen Lebensabschnitt. Sie erlernen einen Beruf. Doch finden sich in jeder Abschlussklasse Schüler, die aus lauter Schulmüdigkeit, aus mangelnder Entwicklung oder persönlicher Veranlassung heraus sich weder für die eine noch für die andere Beschäftigung entschliessen können. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes berufsunreif.

Ihnen mangelt jede Vorstellung von einem bestimmten Tätigkeitsgebiet. Gewisse Talente und vorhandene Begabungen müssen da noch durch eine besondere Schulung geweckt werden. Als entscheidender Punkt muss überdies noch in Betrachtung gezogen werden, dass durch das Bundesgesetz von 1938 das Mindestalter der Arbeitnehmer vom 14. auf das 15. Jahr erhöht wurde. Was geschieht nun mit solchen Schülern, die mit 14 Jahren die Schule nicht mehr besuchen können, weil ihnen die Voraussetzungen dazu einfach fehlen? Für viele Eltern wurde es immer wieder zum Problem, wie ein berufsunentschlossener Sohn sein Wartejahr nutzbringend zubringen könnte.

Von solchen Beweggründen geleitet, entstand das Werkjahr, das bereits vor der Volksabstimmung schon anderthalb Jahrzehnte mit Erfolg existierte. Die Ziele des in der Stadt Zürich eingeführten Werkjahres sind vor allem: Schaffung und Festigung einer menschlich anständigen Haltung, Ertüchtigung eines guten Arbeitscharakters, praktische Abklärung der Berufseignung und Neigung und Vorbereitung des Eintrittes ins Erwerbsleben. Dies sind alles Momente, die gerade bei diesen unentschlossenen gehemmten Schülern von Wichtigkeit sind. Auf eine spezielle Art wird der Jugendliche durch die praktische Fühlungnahme mit verschiedenen Arbeits- und Bildungsgebieten von seinen Minderwertigkeitsgefühlen befreit, die unter anderem bei Berufsunentschlossenheit mitwirken. In gut aufgebauten Ausbildungskursen lernen die Buben erst einmal die beiden Werkstoffe Holz und Metall eingehend kennen. Das Schulprogramm geht dahin, durch ein systematisches, langsames Fortschreiten die Einsatzbereitschaft dieser jungen Menschen zu fördern. Dies geschieht in einer mehr kollegialen Weise, die die Schüler überaus schätzen. Der Lehrer ist mehr Freund und Berater als Vorgesetzter. Aufgetragene Aufgaben müssen in exaktester Arbeit ausgeführt werden. Die grundlegende Ausbildung an den Werkstoffen ist hierzu eine gute Uebung und gilt gleichzeitig als wesentliches Mittel zur Charakterschulung. Die Erziehung zur handwerklichen Exaktheit, Zuverlässigkeit, Ausdauer und Pflichterfüllung ist bei diesen etwas zurückgebliebenen Kindern sehr notwendig. Doch beim ganzen Entwicklungsprozess kommt es vor allem auf die persönliche Mithilfe des Schülers an. Der Erfolg wird ihm nicht geschenkt, er muss ihn erarbeiten.

Das ganze Programm des Werkjahres tendiert darauf hin, dem Schüler die Wahl eines Berufes zu erleichtern, um ihm den Uebertritt in ein geordnetes Erwerbsleben zu ermöglichen. Berufskundliche Vorträge, Betriebsbesichtigungen und Berufsfilme machen die Werkjahrschüler mit den Möglichkeiten und Grenzen einer Berufsgattung vertraut. An dieser Stelle ist aber gleich zu erwähnen, dass die Absolventen des Werkjahres sich nicht nur für Berufe der Holz- und Metallbearbeitung entschliessen. Diese beiden Berufssparten dienen sozusagen als Ausgangspunkt.

In regelmässigen Abständen trifft der gesamte Lehrkörper des Werkjahres zusammen, um auf die einzelnen Schüler einzugehen. Besprechungen mit den Eltern helfen mit, jeden Knaben weitgehend zu erfassen und ihn seinen Eigenschaften und Anlagen gemäss individuell auf ein geeignetes Tätigkeitsfeld zu führen.

Seit dem Jahre 1945 bestehen in der Stadt Zürich sechs Werkstattklassen, in denen bis jetzt höchstens 96 Schüler aufgenommen werden konnten. In den letzten Jahren erhöhten sich die Anmeldungen zum Werkjahr so intensiv, dass jeweilen zirka 40 Schüler aus Platzmangel zurückgewiesen werden müssen. Der Wert dieser Institution hat sich in Volkskreisen bereits bekannt gemacht. Die Statistik zeigt, dass von den bisherigen Schülern des Werkjahres 61 Prozent heute als gelernte Arbeiter in über dreissig differenten Berufen tätig sind, während 9,5 Prozent als angelernte Kräfte und 2,5 Prozent als eigentliche Hilfskräfte arbeiten. Dieses Resultat wäre ohne die Einrichtung des Werkjahres, das nun neuerdings eine Abteilung des zürcherischen Schulwesens bildet, nicht erreicht worden.

A. Z.

Vogelwarte Sempach Helvetia Nr. 900 683

Aus Arsac par Margaux (20 km von Bordeaux, Frankreich) kommt ein Brief an die Schweizerische Vogelwarte Sempach: die Wachtel mit dieser Ringnummer ist am 7. September 1947 in der Nähe von Bordeaux einem Jäger zum Opfer gefallen. Mit Spannung werden die Listen der beringten Vögel durchgegangen. Die kurze Notiz: «Nr. 900 683 Wachtel, Sempach, geschlüpft 27. 6. 47, aufgezogen, freigelassen 24. 8. 1947» birgt eine ganze Geschichte. Es ist eine «unserer» Wachteln!

Viele der braungefleckten hübschen Wachteleier liegen jeden Frühsommer im Brutkasten der Schweizerischen Vogelwarte Sempach. Ein Zeitungsaufruf fordert die Bauern auf, beim Grasmähen auf Gelege zu achten und Funde der Vogelwarte zu melden. Die Bauern haben einen feinen Sinn für die Erhaltung des Lebens. Die Sense oder die Mähmaschine zerstört manches Nest im Heugras oder tötet gar den brütenden Altvogel. Verlassen liegen die Eier und würden zu Grunde gehen. Doch ein Telephonanruf an die Vogelwarte kann sie retten. Aus der nähern Umgebung werden sie abgeholt und bald liegen sie im Brutapparat. Von Zeit zu Zeit werden sie mit Wasser besprengt, sorgfältig gewendet, gelüftet und, o Wunder, eines Tages zeigt sich am stumpfen Pol ein kleines Loch. Ein deutliches Piepsen ist im Ei zu hören. Unermüdlich arbeitet die kleine Wachtel mit dem «Eizahn», der auf ihrem Schnabel sitzt, bis es ihr gelingt, die Eischale zu sprengen. Erschöpft und nass liegt das kleine Wachtelkücken da, kaum so gross wie ein Fünffrankenstück. In der Wärme des Brutkastens trocknet es rasch und in wenigen Stunden rennt es mit andern Geschwistern im Terrarium umher und sucht sich Ameisenpuppen, die ihm als Futter gestreut sind. Schon bald wachsen die kleinen Flügel und nach wenigen Tagen schnellt es schon bis 1 m in die Höhe, wenn eine vermeintliche Gefahr auftaucht. Mit ungefähr 19 Tagen ist die Wachtel voll flugfähig.

Unsere Wachtel wurde mit vielen andern Wachteln am 24. August 1947 freigelassen. Es ist ein spannungsreicher Augenblick, wenn die kleine Wachtelschar der Natur zurückgegeben werden kann. Rasch sind sie im hohen Gras verschwunden, nur der feine Lockton, der das Schärchen zusammenhält, ist noch zu vernehmen. Werden wir je wieder von unsern Schützlingen hören? Sie alle tragen ja den kleinen leichten Aluminiumring der Schweizerischen Vogelwarte mit einer Kontrollnummer.

Vom Zug der Wachtel wissen wir noch recht wenig. Der Vogelzug ist voller Rätsel. Und immer versuchten die Forscher, diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Wie wäre dies möglich, ohne das Hilfsmittel der Beringung? Fast in jedem Lande besteht eine Zentralstelle für Vogelberingung. In Deutschland z. B. waren es die berühmten Vogelwarten Helgoland und Rossitten (jetzt in Wilhelmshaven und Radolfzell). In der Schweiz ist es die Schweizerische Vogelwarte Sempach. Seit ihrer Gründung im Jahre 1924 trugen gegen 300 000 Vögel den kleinen Aluminiumring mit der Aufschrift «Vogelwarte Sempach Helvetia» in alle Welt hinaus. Im Süden bis jenseits des Aequators, im Norden bis über den Polarkreis hinaus. Und jede Rückmeldung eines Ringes liefert wieder ein kleines Teilergebnis, das mithilft, die Zugswege der Vögel kennenzulernen.

Ins Rathaus von Sempach kommen Briefe aus aller Welt. Zwei Räume stehen hier der Vogelwarte zur Verfügung. Brutapparat, Käfige und Kisten mit lebenden Vögeln, eine Sammlung ausgestopfter Vögel, eine Eiersammlung, eine wertvolle ornithologische Fachbibliothek, ein Archiv, die Ringkontrollen und Karteien, alles muss hier Platz finden. Die umfangreiche Korrespondenz (6000 Briefe im Jahre 1952) wird hier erledigt. In einem Büroraum von 3 mal 4 m klappern drei Schreibmaschinen, werden telephonische Anfragen beantwortet... Der Raum für das wachsende Institut ist zu eng geworden und erschwert die Arbeit. Die vier Volièren stammen aus dem Jahre 1934. Sie sind morsch geworden und stehen 200 m vom Rathaus entfernt. Das Aufziehen von Vögeln erfordert ständige Ueberwachung. Bei schönem Wetter müssen die Vögel aus dem Rathaus ins Freie gebracht werden, bei Gewitterregen wieder ins schützende Obdach. Viel Zeit geht so unnütz verloren. Die Vogelwarte Sempach braucht ein eigenes Gebäude (Volièren und Aufzuchträume für Vögel, Büroraum, Bibliothek, Ausstellungsraum mit Vortragssaal, Arbeitsplätze für Studenten) um ihren Aufgaben auch in Zukunft dienen zu können.

Daher haben der Schweizerische Bund für Naturschutz und die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz beschlossen, der Vogelwarte einen Teil des Talergeldes 1953 zum Bau eines eigenen Institutes zur Verfügung zu stellen. Die Schweizerische Vogelwarte soll Raum bekommen, um immer besser ihren Zielen, Vogelkunde und Vogelschutz, dienen zu können. Ein schöner Gedanke für den «Goldenen Taler» des Jahres 1953!

M. S.

Verbrauchte Kräfte rasch ersetzen!
OVOMALTINE stärkt auch Sie!

«Das neue Schulhaus» im Kunstgewerbemuseum Zürich

Der Schulvorstand der Stadt Zürich, Hr. Sappeur, und Direktor Itten vom Kunstgewerbemuseum eröffneten diese sehenswerte, im Zeichen des Fortschritts stehende Ausstellung. Architekt Roth, der gemeinsam mit Dr. Rotzler die Ausstellung gestaltet hatte, äusserte sich über das Schulhaus der Zukunft, wie der Architekt es sich vorstellt, mit viel Raum, viel Licht, die endlosen grauen Korridore durch Farbigkeit unterbrochen und von Schönheit belebt. Das Andenken Pestalozzis sei allen, die sich am Bau von Schulhäusern interessieren, wie den Lehrern selbst immer lebendig! – Direktor Triebold aus Brackwede, Deutschland, berichtete von den durch Erfahrung erhärteten Vorteilen, welche die Freiluftschule für Schüler und Lehrkräfte zu bieten vermag. Dem Kindersanatorium als zukünftiger Aufgabe war das aufschlussreiche Referat des am Kindersanatorium Pro Juventute in Davos wirkenden Arztes Dr. Wissler gewidmet. — Arichtekt Trachsel, der Gestalter des am Rande der Stadt Zürich gelegenen modernen Kinderspielplatzes «Sonnengarten» konzentrierte seine sachlichen, mit Lichtbildern aus hauptsächlich nordischen Staaten beweiskräftig belegten Ausführungen recht eigentlich zum Plädoyer für diese den Kindern so notwendig zugehörende Stätte des Aufenthalts, des tätigen Spiels und der spielerischen Betätigung. Waren die Zuhörer von diesem Plädoyer beeindruckt, so fühlten sie sich durch den leidenschaftlichen Appell des beredten Anwalts der Grosstadtkinder, Redaktor Arnet, der nicht als Architekt oder Lehrer, aber vor allem als Kinderfreund und Hüter des für die Kinder so Schöpferischen sprach, zur Mitarbeit an der Lösung dieser ganz besondern Zukunftsaufgabe aufgerufen. Den Robinson-Spielplatz, den keine «floristisch dekorierten Spielverbotstafeln» in der «Aesthetik ihrer gartenbildnerischen Vollkommenheit» stören, der frei von «der Diktatur der Schulabwarte» sein und den Kindern Gelegenheit geben wird, u. a. auch ihren «schöpferischen Zerstörungsdrang zu betätigen», wo sie möglichst mit Erde, Steinen, Bäumen, mit Wasser frei spielen können, möchte er für die Kinder unserer Städte verwirklicht sehen. — Der Kongress für Schulbaufragen und Freilufterziehung wird von rund 150 aus- und ebenso vielen inländischen Teilnehmern besucht. Der Samstagnachmittag der Ausstellungseröffnung vereinigte sie alle und viele weitere Gäste im Vortragssaal des Kunstgewerbemuseums. Schade, sehr schade, dass die hervorragenden Referate über die modernen Kinderspielplätze nicht an den Anfang der Vortragsreihe gesetzt wurden, als noch die Behördevertreter und die erfreulich zahlreich erschienenen Frauen und Mütter anwesend waren! Nachher lichteten sich leider die Reihen immer mehr, vielleicht, dass die einen zu noch wichtigeren Besprechungen gerufen wurden, die andern zur Zubereitung des Abendessens nicht zu spät kommen durften, jedoch: just den von Amtes wegen sich mit Erziehungsfragen befassenden Persönlichkeiten, wie also auch den Frauen und Müttern müsste eine Angelegenheit wie jene der Kinderspielplätze in der Zeit des durch den Autoverkehr so sehr gefährdeten Strassen so viel des Interesses abnötigen, dass der etwas spät werdende Samstagnachmittag nicht Grund zum verfrühten Weggehen sein dürfte. Bedenken wir, dass — wie einer der Referenten sagte — der Mensch in der Tat nicht nur von der streng und genau getanen Arbeit allein lebt, sicher auch nicht — um mit der Bibel zu sprechen — vom Brot allein. Er bedarf des Spiels, der Entspannung, der weitgezogenen Möglichkeiten schöpferisch-spielerischer Beschäftigung, wie sie der vertiefteren Entfaltung des menschlichen Gemüts von Nutzen sein wird. Nur interessierte und aufgeschlossene Zusammenarbeit, lebendiges Mitwirken aller an der Erziehung Interessierter werden es ermöglichen, dass auf diesem Gebiet in Bälde Positives geschaffen werden kann.

Die Ausstellung selbst zeigt in Bild und räumlicher Schau in- und ausländische Schulhäuser, Pa-

Auch Sie

können in zwei Stunden einen Pullover stricken

mit dem neuesten, modernsten und billigen

Handstrick-apparat

Knittax
Schweiz. Präzisionsfabrika

«**Knittax**» ist der ideale Strickapparat für Haushalt und Heimarbeit. Ueberzeugen Sie sich selbst. Verlangen Sie eine kostenlose u. unverbindliche Vorführung des Apparates bei Ihnen zu Hause oder einen ausführl. Prospekt mit Preisofferte. (Zahlungserleichterungen)

Bitte, einsenden an

Fa. INTRANSA AG, Büro Zürich, Talstrasse 82

NAME:

ORT:

STRASSE:

Ich werde mich sehr freuen, von da und dort aus der Schweiz ein Lebenszeichen zu erhalten. Ob Ihr wohl ahnt, wie dankbar wir hier im afrikanischen Busch sind, wenn Ihr uns an den kirchlichen und theologischen Gegenwartsproblemen Europas etwas teilnehmen lässt? Manchmal wissen wir gar nicht, welche wichtigen theologischen Werke herausgekommen sind, deren Lektüre besonders hilfreich wäre. Wir können nicht alles lesen, weil wir nicht nur sehr viel Arbeit haben, sondern weil wir uns ja auch mit sprachlichen und völkerkundlichen Fragen beschäftigen müssen, um unsere Schwarzen immer besser zu verstehen. Darum die Bitte um gelegentliche Briefe.

Mit herzlichen Grüssen verbleibe ich Eure

Marie-Louise Martin.

Schloss Jegenstorf

Ausstellung: «Wohnkultur im alten Bern»

Die Wärme des Hochsommers liegt über Jegenstorf. Zweihundert Jahre alte Platanen, von den ersten der respektablen Bäume, die uns von den Staaten Nordamerikas zukamen, beschatten in ländlicher Mittagsstille den nordwestlichen Schlosshof. Wir zählen sie, ihrer erhabenen Schönheit wegen gleich mit zu den Ausstellungsobjekten, die im Schloss unser warten.

Aus dem Inferno des Stadtbetriebes auf einen Herrschaftssitz ins bernische Mittelland versetzt zu werden, heisst die Welt von heute mit der Welt von gestern tauschen. Behaglich plätschert der Vorhofbrunnen und wirft sein Rinnsal in die steinernen Becken, die rotbraune Hennen leise gackernd umstehen, als wüssten sie um ihren Beitrag an die Schlossidylle. Rote Geranien spiegeln da und dort im Fensterglas und geben der grauen Fassade den Spritzer Wärme, der ihre Strenge bricht. An handgetriebenem Gestänge spannt sich die Schlosslaterne über erste Treppentritte und brilliert mit ihren Ornamenten in der Mittagsonne. Zwischen den Treppen liegen schräg die Kellertüren, rot grundiert und schwarz verziert und unwillkürlich stellt man sich die Gewölbe vor, in denen Roter und Weisser herrschaftlicher Rebgüter vom Genfersee bis an den Rhein gekeltert wurden. Vom Dorfe schlägt die Turmuhr drei und irgend einer Pendule silberheller Ton mischt sich melodisch in den schweren Klang.

Mir fällt der Spruch vom «In die Ferne schweifen» ein. Wie sündhaft oft fahren wir am Nahen-Schönen, weil ihm der Reiz der Ferne fehlt, vorbei! Wer zu Besinnlichkeit und Einkehr neigt, verkleinert seinen Reiseradius im Herbst und sucht die Bijoux seiner engern Heimat auf. Jegenstorf wartet auf jeden, der es noch nicht kennt und hält seine Tore offen bis zum 1. November mit seiner reichen Ausstellung «Wohnkultur im alten Bern». Das schöne Sammelgut aus bernischen Schlössern und Herrenhäusern einmal nicht in modernen Museumssälen, sondern in der ihm zukommenden Behausung zwischen Parkett und Stukkatur zu sehen, gibt allein den richtigen Begriff für Wert und Ausmass der damaligen Wohnkultur. Möbel, Gemälde, Oefen, Uhren und was dem begüterten Stand für Bequemlichkeit und Representation notwendig war, kommen Stück für Stück unmittelbar zur Geltung in den hohen Räumen. Sie verkünden mehr als nur den Wohlstand des regierenden Patriziates im alten Bern, sie legen Zeugnis ab vom hohen Stand der Kleinmeister und Künstler, und beweisen den Erfindersinn mancher Handwerker. Man staunt ob der Vererbung ihrer Berufungen und deren Wahrung in den Fachmann- und Künstlerdynastien. Der Verein zur Erhaltung des Schlosses Jegenstorf legt einen kleinen Stilführer vor, der im speziellen auf jenes Stückchen Kunstgeschichte weist, die für das alte Bern bezeichnend ist.

Jegenstorf ist zum bernischen Museum geworden. Das ist die Endstation eines langen, stufenreichen Entwicklungsweges vom einfachen, wasserumflossenen Wehrturm im 12. Jahrundert in Kleinburgund, bis zum heutigen Barockschloss, das vor wenigen Jahren vom Privatbesitz zum Staatsgut wechselte. Kein welterschütterndes Geschehen trug Jegenstorf in die Annalen der bernischen Geschichte ein, aber in der Geschlechterfolge der Jegistorf, Krauchtal, Erlach, Bonstetten, Wattenwyl und Stürler hat sich manches zugetragen, das die Chroniken leidvoll und freudvoll zu gestalten vermochte. Werdes, leider vergriffenen, illustrierten Heftchens mit den historischen Beschreibungen nicht habhaft werden kann, beschaue die Veduten, Grundrisse, Pläne, die Stiche und Kaufbriefe, die die Wände schmükken und er weiss auf einmal sehr viel um diese Schlossgeschichte. Es gehörte dem reichsten Berner seiner Zeit und kam baufällig und veraltet an des grossen Schultheissen Hieronimus v. Erlach prachtliebenden Sohn. Das aber war der rechte Mann! Im kleinen Salon, auf roter Seidentapete dominiert sein Prachtsporträt in Oel und zeigt Albrecht Friedrich v. Erlach als den ordenliebenden «Stärnebrächt» und reichen Herrn. Klug und weitsichtig, grossangelegt und mutig baute er vor 200 Jahren das heutige Schloss, als dessen Erbauer er zu Recht genannt wird.

Den Rundgang vorzunehmen und die Schätze aufzuzählen hiesse den Rahm abschöpfen für den Besucher der Eigenes erleben will. Ich wüsste auch nicht, ob das Biedermeier- oder das Bernerzimmer, das Bonstetten oder Graviseth, das Turnzimmer oder der Herkulessaal den Vorrang haben soll.

Rötelzeichnungen von Adolf Tièche «Berner Landschaftssitze» entzücken im Marmorsaal und lassen den musischen Menschen rückwärts sinnen. Daneben fesseln die Landschaftsbilder, die der Berner Maler Peter Gnehm vor 250 Jahren auf seine Ofenkacheln übertrug. Man verpasse die kleine Caffetière nicht, den Beweis der hochstehenden Kunst der Silberschmiede und gehe an den Boullenuhren nicht vorbei, die André Charles Boulle, der Ebenist am Hof zu Versalles, mit vier Söhnen im gleichen Métier, erschuf.

Funkkommoden und Pendulen gehörten zum Interieur des Patriziates wie das hohe Barett, die Perücke und der Degen zum Berner Ratsherrn. Wo der alte Stand seinen Glanz zu zeigen wünschte und wo das heutige Bern zu repräsentieren weiss, ist stets die Dynastie der Funk vertreten.

Für 16 Dublonen überliess Christian Hopfengärtner, der Kunstschreiner, dem, wie keinem sonst die Harmonie der Proportionen in den Fingerspitzen lag, sein Meisterstück, den Sekretär, seinem landvögtlichen Herrn. Die Legende, die den Kauf beschreibt, gibt Einblick in die «gute, alte Zeit», die bei weitem nicht immer eine gute war.

Die abenteuerliche Katharina v. Wattenwyl belegt einen eigenen Raum. Joseph Werners 10 Gemälde, die ihm der Postmeister Beat v. Fischer für Reichenbach in Auftrag gab, sind seit kurzem Besitz des Berner Kunstmuseums und zeigen den etwas phantastischen Schicksals-Verlauf der sicher originellsten Frau im alten Bern. Zwischen Legende und Geschichte stehend, von Bern, ihrer politischen Einmischung wegen in keiner Weise rühmlich behandelt sind die Akten über die verwegene und heroische Frau noch nirgends abgeschlossen.

Alljährlich wechseln die Ausstellungen in Jegenstorf. Zu dem, von der Wohnkultur dauernd Verbleibenden, gehört die Rudolf-v.-Tavel-Gedächtnisstube. Frau v. Tavel hat dem Schloss Jegenstorf das ganze Mobiliar des Heimatdichters als Leihgabe überlassen, den schönen, bescheidenen Schreibtisch, den Stuhl, die Bernertrommel, die sein Papierkorb war. Am Rokokokamin mit dem prächtigen Spiegelaufsatz stehen die beiden Stühle wie damals «Am Kaminfür». Vier Wandschränke enthalten die Originalmanuskripte, Zeichnungen, Entwürfe, Bucheinbände und ein, zum Lesen unendlich lockendes Briefmaterial. Steht man, bei sinkendem Nachmittag inmitten all der Andenken, allein, in dem edlen Raum, überkommt ein einen vages Gefühl des Versetztseins aus dem rastlosen Tumult von heute in die Berner Campagne der Tavelschen Gestalten. Aus den Bildern schauen die alten Geschlechter, aus dem Nachlass spricht ihre Zeit, bernische Wesenswärme liegt in der Wohnkultur und was vor den offenen Fensterflügeln in den hohen Wipfeln raunt und weht ist das uralte Lied vom nie erlöschenden «Wert und Sinn der Tradition».

Olga Stämpfli

Empfehlenswerte Ferien-, Kur- und Erholungsorte

BEATENBERG Berner Oberland 1200 m ü. M.

Kurheim Silberhorn auf christlicher Grundlage

Vom Bundesamt für Sozialversicherung anerkannte Heilstätte der Gruppe III für Kuren von geschlossener Tbc. Vertragshaus des Konkordates der schweizerischen Krankenkassen. Heimeliges Haus mit 34 Betten, an sonniger, windgeschützter Lage. Sorgfältige, reichliche Küche. Pensionspreis von Fr. 9.50 an, ärztliche Behandlung inbegriffen. Leitender Arzt: Dr. med. P. Burkhardt. Prosp. durch:

S. Habegger, Inhaber. Tel. (036) 3 02 16

HOTEL-RESTAURANT FALKEN THUN

Direkt an der Aare. Schöne Garten-Terrasse. Gediegene Restaurationsräume. Verschiedene Säle für Anlässe. Vegetarische Küche. Tel. (033) 2 61 21.

Familie R. Hunziker-Ritschard

villons, Pausenhöfe, Kindergärten, Klassenzimmer (u. a. mit schräger Decke), Lese- und Bücherecken, Möbel für Kindergarten und Schulräume usw. Sie dauert bis zum 11. Oktober und ist täglich von 10 bis 12 und 14 bis 18 Uhr, Mittwoch bis 21 Uhr und am Samstag bis 17 Uhr geöffnet, montags geschlossen. BWK.

Warum «Botschafter»?

Man schreibt uns: Erst hiess es, die Vereinigten Staaten würden uns eine Botschafterin schikken! Davon ist es still geworden. Zwar kommt Miss Willis nach Bern, aber anscheinend nicht als Botschafterin, sondern als «Botschafter». Wenigstens liest man es jetzt so in den Zeitungen: «der neue Botschafter der Vereinigten Staaten in der Schweiz, Miss Frances Elizabeth Willis». Warum diese maskuline Titulatur, wo doch eine so korrekt weibliche Form zur Verfügung steht — eben: Botschafterin. Sprechen wir denn etwa vom «Lehrer, Fräulein X.,» statt von der Lehrerin? Vom weiblichen Koch», statt von der Köchin? Bilden wir nicht das Femininum Künstlerin neben dem Maskulinum Künstler? Schneiderin neben Schneider? Richterin neben Richter? Pfarrerin neben Pfarrer? Kundschafterin neben Kundschafter? Singen wir nicht von der schönen Müllerin — (und gewiss nicht vom «schönen weiblichen Müller») — und von der kleinen Fischerin — (und nicht etwa vom «kleinen weiblichen Fischer»)? Kennen wir nicht Sekretärin neben Sekretär, Bäuerin neben Bauer, Schweizerin neben Schweizer, Meisterin neben Meister, Pflegerin neben Pfleger, Aerztin neben Arzt, Anwältin neben Anwalt und so in unzähligen anderen Fällen? Diese kleine Silbe «in» — kein geringerer als Gottfried Keller hat sie gepriesen: «die schöne, wohlklingende Endsilbe, mit welcher unsere deutsche Sprache in jedem Stand, Beruf und Lebensgebiet die Frau bezeichnet und damit dem Begriff noch einen eigenen poetischen Hauch und Schimmer verleihen kann.» Und einer so prominenten Frau wie Miss Willis sollte diese auszeichnende Endsilbe vorenthalten werden? Glaubt man, ihr einen besonderen Dienst zu erweisen, wenn man so tut, als wäre sie ein männliches Wesen? Oder will man Schweizer Leser über den Schock, dass Frauen derartige Stellungen bekleiden, hinwegtäuschen? Oder hängt die maskuline Amtsbezeichnung mit Traditionen des «Protokolls» zusammen? Dann sollte man es abändern, zumal ja Miss Willis wohl nicht die einzige Diplomatin in Bern bleiben wird. Uebrigens dürfte das «Protokoll» ja im Hinblick auf den Verkehr mit Staatsoberhäuptern weiblichen Geschlechts zeitgemässe Anreden kennen und beispielsweise Elisabeth II. als Königin — und nicht etwa «König» von England — zu bezeichnen gestatten. Es ist also nicht einzusehen, warum die amerikanische Diplomatin nicht «Botschafterin» genannt werden soll, eine Bezeichnung, die sprachlich richtig gebildet, «wohlklingend» und dazu noch von jenem «poetischen Hauch und Schimmer» umgeben ist, wovon unsere Zeit, und gar die hohe Politik, wahrhaftig nicht allzuviel besitzt. E. G.

Tomaten

Es sollen in den nächsten Wochen Unmengen von Tomaten auf den Markt kommen. Also wollen wir Tomaten essen, gekochte und rohe, als Salat, als Suppen und gefüllt; heiss, im Bratofen geschmort, mit Fleisch oder Pilzfüllung, oder kalt mit Thon und Mayonnaise zu Kartoffelsalat. Wir wollen in der Küche, im Wohnzimmer, überall recht glusthtige Tomaten aufstellen, mit der allgemeinen Familienordre: Tomaten dürfen von jedem gemaust werden, je mehr desto besser, damit ja keine die Rhone hinunter nach Frankreich geschickt werden, wo sie wahrscheinlich ja selber genug haben!

Einmachen können wir auch, als Purée und vor allem als ganze sterilisiert, nach dem einfachen Rezept des Heiss-Einfüllens. Wie schön, dass es so viel Tomaten gibt; sie werden dann sicher dieses Jahr auch recht billig, wir Hausfrauen freuen uns auf den Segen und die «Billigi», denn solange sie auf dem Markt noch 1.20 bis 1.40 Franken kosten, eignen sich Krautstiele besser zur Massenabfütterung in der Familie. El. St.

Schuh-Orientierung für den Winter

Der Ring der Spezialschuhfabriken, dem die Firmen Elgg AG, Strub, Glutz u. Co. AG, Walder u. Co. AG, Henke u. Co. AG, Minerva AG und Fretz u. Co, AG angeschlossen sind, präsentiert seine Winterkollektion. Die Formen sind äusserst bequem, die Materialien weich und schmiegsam, die Sohlen leicht und flexibel und alle Modelle von gediegener Eleganz.

Ohne den praktischen Trotteur ist im Herbst nicht auszukommen — dieses Jahr präsentiert er sich häufig in Form von Schlüpfern- und Tessies. mit flexibler, leichter Zellgummisohle. Der elegante Pump mit dem bis 8 Zentimeter hohen Absatz ist seitlich tief eingeschnitten und verkürzt dadurch den Fuss optisch; ihm gehört der Nachmittag und Abend — für den Ball allerdings sind die offenen Sandaletten in Gold und Silber geschaffen worden.

Ein Lieblingskind der Mode sind seit ein paar Jahren die Après-Ski und Botillons. Der Botillon erinnert kurios an die Zeiten, da unsere Grossmütter Schlittschuh liefen — aber Ben Akibas Satz, dass alles schon dagewesen ist, bewährt sich ja besonders in der Mode alljährlich wieder neu. Und damals trug man die Stifeletten mit Knöpfchen, statt wie heute mit Reissverschluss...

Die Herrenschuhmode ist wie stets konservativer und gedämpfter in jeder Beziehung. Die einfache Linienführung beherrscht das Bild, Boxcalf und Sämisch-Kalbleder liefern das klassische Material. In den Farben bleiben unverändert Braun, etwas mehr Schwarz und weniger Grau, letzteres nur in Verbindung mit Schwarz. Das dunkelblaue Experiment scheint keinen Anklang gefunden zu haben bei unserer patriarchalischen Männerwelt, man begegnet ihm wenigstens kaum mehr.

Der Skischuh ändert sich höchstens in technischen Details, äusserlich bleibt er sich gleich, wenn man von der modischen Tendenz der zweifarbigen Schäfte am Damenskischuh absieht. Er ist ja, da man ihn nicht jedes Jahr neu kauft, auch nicht so sehr den Launen des dernier cri unterworfen.

Alles in allem darf man guten Gewissens behaupten, dass die Kollektion, die der Ring der Spezial-Schuhfabriken bietet, bodenständig solid und geschmackvoll elegant ist. Die Modelle sind durchwegs in den Detailgeschäften erhältlich. ea

Kleine Rundschau

Hauswirtschaftliches Bildungswesen

Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes führt auch im kommenden Winter hauswirtschaftliche Wanderkurse durch, in welchen die Möglichkeit geboten wird, sich in der Kunst des Kochens, sowie in den übrigen Gebieten der Hauswirtschaft wie neuzeitliche Ernährung, häusliche Kranken- und Kinderpflege, Wäsche und Waschmethoden, Kleiderpflege und Bügeln usw. weiterzubilden. Ferner werden wiederum Näh- und Flickkurse abgehalten. Die Veranstaltungen tragen viel zum Wohle der Familien bei, und es ist zu hoffen, dass von dieser wertvollen Ausbildungsgelegenheit in den Oberländer Dörfern zahlreich Gebrauch gemacht wird. Anmeldungen sind durch Frauenvereine oder Ortsbehörden bis spätestens 12. September 1953 an das Kammersekretariat in Interlaken zu richten.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 14. September, 17 Uhr: Klara Wehrli spricht über ihre Reiseeindrücke in Süd- und Mittelamerika. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Radiosendungen

13. bis 19. September 1953

sr. Montag, 14. September, 14.00 Uhr: «Notiers und probiers»: «Fruits confits. — Kleinigkeiten. — Ein Frauenberuf. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 16. September, 14.00 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit.» Berichte aus dem In- und Ausland. — Donnerstag, 17. September, 22.00 Uhr: Prof. Dr. med. Robert Wenner: «Ratschläge des Frauenarztes.» — Freitag, 18. September, 14.00 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau»: 1. Dr. med. Marie Meierhofer: Mein Kind soll sich gesund und froh entwickeln: «Mein Kind macht sich selbständig». 2. Elisabeth Thommen: «Plauderei mit den Hörerinnen». 21.35 Uhr: «Aus unseren Frauenhalbstunden»: 1. «Im Ferienhaus». Mütter und Kinder sprechen. 2. «Fragen der Hörerinnen — Antworten von Fachleuten» (AHV — Einbürgerung — Krankenschwestern).

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Der empfindliche Magen braucht reines Pflanzenfett «Schweizer Perle»

Ein Kochfett Ia

das nicht enttäuscht

SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Für die Herren-Hemden!

Selbst „Fadenscheinige" erhalten mit Noredux wieder Fülle und Griff!

10000 Frauenbiographien

finden Sie u.a. im «Lexikon der Frau» in zwei Bänden. Verlangen Sie unverbindlich und kostenlos den ausführlichen Prospekt bei der

Buchhandlung Denzler & Co.

Uster/Wetzikon

Zürcher Geschäftsfrauen empfehlen sich

Gesteppte und ungesteppte **Bettüberwürfe** für Einerbetten ab Fr. 25.—, für Doppelbetten gest. Fr. 98.—, 120.—, 135.—; moderne Dessins u. Farben. Verlangen Sie Muster. **SCHLICHTIG,** Bettwaren-Spezialgeschäft Storchengasse 16, **Zürich,** Telephon (051) 23 14 09

O. Bösiger, Handarbeiten

Rennweg 40 / Zürich 1

bürgt für Qualität und gediegene Ausführung in Tischdecken, Kissen, Milieux, Läufer etc.

Spezialgeschäft für Handschuhe Krawatten Strumpfwaren

H. Randon & Cie.

Limmatquai 128, b. Zentral

L. SCHNEWLIN

Rennweg 2 - Zürich, - Tel. 23 91 70

SCHIRME - STÖCKE

ÜBERZÜGE - REPARATUREN

CREME NEUTRAL

Das unübertroffene Schutz-Reinigungs- und Poliermittel für den gepflegten Haushalt. Eine feine, weiche und zugleich desinfizierende Crème zur hygienischen Behandlung von Möbeln aller Art, Böden wie Parkett, Linoleum oder Gummi, Klaviere, Lederartikel, Autos, Velos, Kranken-, Warte- und Kinderzimmer, WC-Sitzen usw.

Erhältlich in Drogerien oder direkt von **DESINFECTA AG,** Militärstrasse 100, Zürich

Kitty Zeller Antiquitäten Zürich 1, Kirchgasse 31

10 % Rabatt

erhalten Sie gegen Vorweisung dieses Inserates im Spezialgeschäft **Proff** Haus der Geschenke, Hottingerstr. 48, Zürich 7, Kristall, Porzellan, Keramik, Glas, kompl. Küchen, Haushaltungsartikel

Corsets Germaine

Neumarkt 12 Zürich 1

Corsets - Büstenhalter - Bade- und Strandkleider - Pullover - Blusen - Wäsche

Gute Markenartikel!

Nelly Gfeller - Kunstgewerbe

Neumarkt 6 Zürich 1

Geschmackvolle Geschenke!

Batik - Handdruckstoffe Tücher alter und moderner Schmuck Keramik - Glas - Messing, etc.

Lisa Rhyn - Damensalon

Rennweg 9, neben Rennwegstübli, 1. St., Telephon Anruf **Nr. 25 28 28,** lohnt sich in Preis und Qualität

Dauerwellen Fr. 15.— bis 30.—

Damen- und Kinder-

Schürzen

in allen Grössen und vorzüglicher Passform finden Sie in grosser Auswahl im

Schürzenspezialgeschäft

Louise Gruber, Strehlgasse 2, beim Weinplatz

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern

Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Vorzügliche Berner Reinleinen und Halbleinen für Bett-, Tisch- und Küchenwäsche

Leinenweberei Bern A.G.

Bubenbergplatz 7, Bern

Guter und billiger Mist mit Composto Lonza aus Gartenabfällen, Laub, Torf, Trester etc.

LONZA A.G. BASEL

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88

Filiale Bahnhofplatz 7

Wir suchen künstlerisch begabte **Handweberin** und eine **Lehrtochter** oder **Schülerin** Handweberei Geiger-Woerner Ligerz a/Bielersee

WELTI-FURRER

Möbeltransporte in der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee **Möbellagerhäuser**

23.76.15

HACO QUALITÉ schont Ihr Portemonnaie

Ferienchalet

am Thunersee zu vermieten (evtl. zu verkaufen). Aller Komfort. 3-6 Betten. Ideale Lage auch im Herbst und Winter.

Anfragen unter Chiffre 3182 an Ruckstuhl-Annoncen, Zürich 32.

Der heimelige Teeraum Markgasse 16 Gipfelstube W. DERTSCH, SOHN ZÜRICH

Evang. Haushaltungsschule

VIKTORIA, Reuti-Hasliberg

(Berner Oberland 1050 m ü. M.)

Junge Töchter finden frohe, bildende Gemeinschaft und gute Schulung in allen hauswirtschaftlichen Fächern. Dipl. Lehrerinnen. Prächtige, voralpine Lage. Mässiger Preis. Halb- und Ganzjahreskurse. Evtl. Konfirmandenunterricht. Verlangen Sie ausführlichen Prospekt. Tel. 687. Beginn des Winterkurses: 15. Oktober 1953.

SCHAFFHAUSER WOLLE

Welche verheiratete, kinderlose **Dame** aus gutem Milieu will meiner hübschen, aber etwas widerspenstigen Tochter von 18 Jahren mit guter, jedoch strenger Hand, **den Haushalt führen lehren?** (Kein Gehalt.) Gleichzeitiger Unterricht in franz. und deutscher Umgangssprache erwünscht. Offerte unter Nr. A. 64 Ann. Exp. Nüesch & v. Ditmar, Amsterdam, Holland.